



PIERRE EMME

**Diamanten-
schmaus**

Palinskis letzter Fall

Original

GMEINER



PIERRE EMME

Diamantenschmaus

Kriminalroman

GMEINER

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de
© 2010 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 07575/2095-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2010
Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Korrekturen: Doreen Fröhlich / Sven Lang
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Christian Wagner / sxc.hu
Foto: Lutz Eberle, Stuttgart

ISBN 978-3-8392-3520-1

1.

Sonntag, 7. März, vormittags

Es war offenbar wirklich ein ungeschriebenes Gesetz, dass unangenehme Dinge immer dann passierten, wenn man am wenigsten etwas dagegen unternehmen konnte, oder rasche Maßnahmen zu ihrer Abhilfe am teuersten kamen. Und je unangenehmer diese Dinge waren, je unvorhergesehener sie einen trafen, desto stärker war das Gefühl, dem Geschehen hilflos ausgesetzt zu sein.

Daran musste Palinski denken, als sein treuer, uralter PC ausgerechnet am ersten Sonntag im März seinen Geist aufgab. Kurz vor Mittag, um 11.23 Uhr, um ganz genau zu sein.

Damit kein Missverständnis entsteht, nicht der Computer des Instituts für Krimiliteranalogie, dem Palinski vorstand, war total im Eimer und dadurch möglicherweise auch die wertvolle Datenbank CAI (Crimes and Ideas). Nein, diese moderne Anlage war in alle Richtungen hin mehrfach abgesichert und wurde ständig auf dem aktuellen technischen Stand gehalten. Darauf achtete Florian, der

über die Anlage wachte wie seinerzeit Cerberus am Tor zur Unterwelt.

Florian Nowotny, ein Virtuose der Datenbank, war seit rund zweieinhalb Jahren Palinskis Assistent. Der karezierte Polizist studierte nebenbei Jus und würde wohl noch vier Semester bis zu seinem Magister benötigen.

Das gute Stück, um das es an diesem Sonntag ging, war Palinskis privater, acht Jahre alter PC, auf dem er bisher seine persönliche Korrespondenz erledigt hatte und, exakt hier war das eigentliche Problem, auf dem seine Manuskripte abgespeichert waren. Er war ja inzwischen unter anderem auch ein durchaus respektierter Autor von Kriminalromanen. Zwei davon waren bereits erschienen, den dritten mit dem Titel ›Zum Morden verurteilt‹ hatte er eben erst fertiggestellt.

Und genau da lag der Hund begraben.

In dem überschäumenden Glücksgefühl, es endlich geschafft zu haben, und der nachfolgenden postnatalen Depression, die ihn immer wieder überfiel, nachdem er einen Roman beendet hatte, hatte er gestern Abend völlig vergessen, eine externe Sicherungskopie des fertigen Manuskripts zu erstellen. Falls sich also bewahrheiten sollte, dass die Festplatte im Arsch war, dann ... aber daran wollte Palinski gar nicht denken. Mehr als vier Monate

vergebens gearbeitet, und obendrein umsonst, und der ganze schöne Roman wäre einfach weg. Futsch, unwiederbringlich dahin. Der Gedanke allein war schon zum Heulen.

Ausgerechnet an diesem Wochenende war Florian, sein Mann für solche Probleme, nicht greifbar. Er war mit seiner Freundin Inez zum Skilaufen irgendwo in Tirol und wurde erst morgen Abend wieder in der Stadt erwartet.

Da seine Tochter Tina in London und sein Sohn Harry in Konstanz waren, fiel Palinski niemand ein, den er privat um Rat hätte fragen können. Es war wie verhext.

Millionen junger Menschen wuchsen mit dem Computer auf und kannten sich dementsprechend hervorragend aus. Mindestens eine weitere Million ärgerte den Rest der Community, indem ständig neue Viren, Würmer, Trojaner oder ähnliche Ärgernisse auf den Rechner geschickt wurden. Bei dieser gewaltigen Menge an Fachleuten müsste Palinski eigentlich mindestens eine Person in seinem Bekanntenkreis haben, die ihm bei seinem Problem helfen konnte. Hatte er aber nicht. Oder er wusste zumindest nichts davon.

Resigniert gestand er sich daher ein, dass ihm nur die Wahl blieb, sich entweder bis morgen zu gedulden oder im Telefonbuch einen dieser sündteu-

ren Spezialisten ausfindig zu machen, die sich für den Gegenwert eines Hightech-Mountainbikes bereit erklärten, ausnahmsweise am Sonntag einen Blick auf das Problem zu werfen. Natürlich ohne eine Garantie dafür zu geben, dass das Ganze positiv ausging.

Palinski war unentschlossen. Wie meistens, wenn er den Rat Wilmas brauchte, war sie gerade nicht erreichbar. Sie befand sich auf einem Seminar ihrer Grünen Freunde am Semmering, das sicher nicht vor dem Abend zu Ende war. Na bitte, dann würde er eben bei Mamma Maria auf eine Lasagne verde und ein Glas Barolo vorbeischaun und sich während des Essens überlegen, wie es weitergehen sollte.

Als er die Institutstüre hinter sich versperrte, hörte er zwei Menschen die Stiege im Haus herunterkommen. Und sah sie gleich darauf.

Es war das junge Pärchen, das vergangene Woche in die Wohnung über seinem Büro eingezogen war. Die neuen ... Nachbarn halt. Wie sollte man Menschen sonst nennen, die über einem wohnten? Oberbarn?

*

Während Palinski in seinem Büro auf Stiege 4 des Hauses Döblinger Hauptstraße 15–17 den Schock über den plötzlichen und dennoch zu erwarten ge-

wesenen Tod seines PCs zu bewältigen versuchte, verließ die 71-jährige Pensionistin Hermine Wurminzer mit ihrem dreijährigen Rauhaardackel Drafi ihre Wohnung auf Stiege 3 im zweiten Stock, um das liebe Tier Gassi zu führen. Dabei summt sie gut gelaunt die Melodie ihres Lieblingsschlagers ›Marmor, Stein und Eisen bricht‹ vor sich hin.

Statt jedoch den Aufzug zu besteigen und nach unten ins Erdgeschoss zu fahren, schleppte sich die alte Dame mühsam die beiden Stockwerke zum Dachboden hinauf. Später sollte sie auf Befragen angeben, keine andere Chance gehabt zu haben, da Drafi winselnd und immer wieder bellend nach oben gezogen und sie quasi zum Hinaufgehen gezwungen hatte.

Das um 1900 gebaute Zinshaus mit seinen vier Stiegen verfügte über ebenso viele Waschküchen, also Räume, in welchen die Bewohner ihre Wäsche schrubben, kochen und danach spülen konnten. Im Gegensatz zur landläufigen Erwartung und allgemeinen Übung befanden sich diese Waschküchen im Hause 15–17 nicht im Erdgeschoss oder im Keller, sondern auf dem Dachboden.

Ein Zeichen für die praktische Intelligenz des Bauherrn, der berücksichtigt hatte, dass nasse Wäsche immer schwerer war als trockene und dass es

sich nach unten leichter schleppen ließ als in die Gegenrichtung.

Inzwischen hatte sich Drafi losgerissen und war nach oben gestürmt. Hermine brauchte natürlich etwas länger, bis sie endlich schwer atmend am Dachboden anlangte und sich zum Verschnaufen auf dem Sessel in der Waschküche niederlassen wollte. Doch der war bereits besetzt, wie Frau Wurminzer auf den ersten Blick erkennen musste. Gleich darauf begann sie, gellend um Hilfe zu rufen.

*

Ehe Palinski etwas sagen konnte, hatte der junge Mann die Initiative ergriffen. »Hi«, meinte er und deutete auf das Mädchen neben ihm, »das ist Maja Angeli und ich bin Jan Kröger. Wir sind die Neuen von ...«, er deutete nach oben. »Ich hoffe, unser Einzug hat Sie nicht allzu sehr belästigt.«

»Mario Palinski«, stellte sich der Leiter des Instituts für Krimiliteranalogie vor. »Freut mich. Ich hoffe, Sie fühlen sich wohl hier. Und bis auf das grässliche ›Brrrrrrr‹ eines Schlagbohrers gestern Mittag habe ich eigentlich gar nichts mitbekommen.« Er lachte. »Dieses ›Brrrrr‹ hat es allerdings in sich gehabt, mein Herz ist fast stehen geblieben.«

Die beiden machten ein leicht betretenes Gesicht, sie kannten Palinskis Hang zu derlei Übertreibungen noch nicht. Als sie ihn jedoch lächelnd mit dem von ihnen aus gesehen linken Auge zwinkern sahen, entspannten sie sich wieder.

»Darf ich Sie etwas fragen?«, wollte die junge Frau wissen. »Etwas, das mich vom ersten Moment an interessiert hat, seit ich das Haus betreten habe.«

»Nur zu«, ermunterte Palinski sie, »ich habe keine Geheimnisse.«

»Mich würde interessieren, worum es sich bei Krimiliteranalogie eigentlich handelt«, erkundigte sich Maja. »Ich habe diesen Begriff nie zuvor gehört. Und in meinem Fremdwörter-Duden ist er leider nicht zu finden.«

Die Frage imponierte Palinski. Seit er das Institut vor nunmehr über drei Jahren gegründet hatte, hatte er in seiner Funktion als Leiter mit mehreren Hundert Menschen zu tun gehabt. Alte und junge, gescheite und dumme, gebildete und ungebildete. Und dazu vielleicht auch ein paar wirklich Intelligente, die sich etwas darunter vorstellen konnten.

Aber nur ganz wenige hatten den Mut gehabt zu fragen, was unter der Wortschöpfung Krimiliteranalogie eigentlich zu verstehen war. Lieber hatten sie aus Angst, sich durch ihre Unwissenheit mög-

licherweise zu blamieren, den Mund gehalten und waren im Status der Ignoranz verharret.

So viel Offenheit verdiente auf jeden Fall Anerkennung.

»Das ist eine lange Geschichte«, winkte er Maja gegenüber ab. »Wenn Sie und Jan etwas Zeit haben«, er deutete auf den Eingang zum Institut, »dann erzähle ich Ihnen das Ganze bei einem exquisiten Cappuccino.«

Er drehte sich um und öffnete die Türe. Maja blickte Jan fragend an, doch der hatte seine Antwort bereits mit einem ersten Schritt hin zum Eingang, also zum Kaffee mit der geschäumten Milch obendrauf, deutlich gemacht.

Eine Viertelstunde später wussten die beiden Neuen, welche Bewandtnis es mit der Krimiliter-analogie hatte und bewiesen mit ihren Fragen und Kommentaren, dass sie verstanden, welche Ziele damit verfolgt wurden.

Palinski fand die beiden Studenten, sie aus Salzburg, er aus der Steiermark, die sich in Wien gefunden hatten, sehr sympathisch und freute sich, mit den höchstens halb so alten jungen Menschen eine gute Gesprächsbasis gefunden zu haben.

Inzwischen hatte Maja ein Foto entdeckt, das Palinski mit Max und Moritz zeigte, seinen beiden

Hunden. »Ach, Sie haben Haustiere«, freute sie sich, doch Palinski musste relativieren.

»Ja und nein«, meinte er kryptisch. »Ja, die beiden gehören mir, sind aber seit fast zwei Jahren nicht mehr in Wien, sondern im Waldviertel am Bauernhof vom Onkel Alois zu Hause. Da geht es ihnen viel besser als hier in der Großstadt. Und ich besuche sie zweimal im Monat.«

Manchmal gingen ihm die Hunde schon ab, aber »das war auf jeden Fall die beste Lösung für uns alle.«

Majas Blick ließ den Schluss zu, dass sie aus Prinzip nicht dieser Meinung war. Sie reduzierte ihren Protest gegen Palinskis Einstellung auf ein leicht trotzig klingendes »Wir bekommen nächste Woche einen kleinen schwarzen Kater« und ein unausgesprochenes »Und der kommt mir nicht aufs Land. Nie.«

»Dass es so etwas auch noch gibt«, wunderte sich Jan inzwischen über Palinskis Problem-PC. »Ich habe gedacht, so alte Stücke sind nur noch im Museum zu besichtigen.«

Jetzt war es am Hausherrn, leicht beleidigt zu sein. Wie der junge Dutter^[1] von seinem treuen Kastl sprach, war schlimm. Allerdings ...

»Wissen Sie vielleicht jemanden, der sich mit Computern gut auskennt?« Palinski hatte die Frage

an niemanden speziell gerichtet, sie ungezielt einfach so in den Raum gestellt. Um der latenten Angst um sein jüngstes Werk ein wenig Luft zu verschaffen.

»Ja«, antworteten seine beiden Gäste nahezu unisono und zielten damit auf sich selbst bzw. den jeweils anderen ab. Und daraufhin wurde der bis dahin schöne Tag nahezu genial. Auf einen fast nur angedeuteten Hinweis Palinskis auf sein Problem hin machten sich die beiden wie zwei hochkarätige Chirurgen über den alten, zumindest schein-toten PC her.

Nach der raschen und gleichsam gründlichen Erstuntersuchung folgte prompt die Diagnose: »Kastl total im Eimer, an Altersschwäche eingegangen.« Aber dadurch waren die beiden Spezialisten anscheinend nicht aus der Ruhe zu bringen.

Das alles wirkte äußerst professionell und machte Palinski echt Hoffnung. Maja überlegte halblaut, ob nicht Benny vielleicht ... was, konnte er nicht verstehen, da sich plötzlich die Türglocke am Ausgang zur Stiege 3 meldete. Draußen stand Herr Mayerbeer, ein Mieter aus dem dritten Stock, und war sehr aufgeregt.

»Herr Palinski, I bitt Ihna«, brach es aus ihm heraus, »bei uns in da Woschkuchl sitzt da Herr Lesonic von da Zwarer-Stiagn und is tot. Die Frau

Wurminzer hod eam entdeckt und is si sicher, doss a umbrocht wurn is. Wos soi ma denn jetzt mochn, Herr Palinski? Sie kenann si do aus mit soiche Sochn. Ned woar?«

*

Inspektor Markus Heidenreich, der stellvertretende Leiter der Kriminalpolizei am Kommissariat Döbling, hatte gerade das imposante Gebäude auf der Hohen Warte verlassen wollen, als ihn der Anruf erreichte.

»Hallo, Markus«, meldete sich Palinski, »ich fürchte, ich muss deine Sonntagsruhe stören, wir haben hier im Haus wahrscheinlich einen Mord oder zumindest einen Totschlag vorliegen.« Er holte hörbar Luft. »Aussehen lässt der Täter oder die Täterin es allerdings wie einen besonders törichten Suizid oder einen ebensolchen Unfall. Was es zumindest theoretisch sogar sein könnte. Obwohl ich das nicht glaube. Wie auch immer, kannst du dringend hierherkommen? Stiege 3, Dachgeschoss, die Adresse kennst du ja.«

Nachdem das erledigt war, wandte sich Palinski dem Tatort zu. Oder zumindest dem Fundort der Leiche. Worum es sich bei der kleinen Waschküchl wirklich handelte, das würde erst die Untersuchung der Spezialisten von der Spurensicherung zeigen.

In dem kleinen Raum unterm Dach stank es widerlich nach kaltem Rauch, zusätzlich noch nach kaltem Schweiß. Alles in allem eine wahrhaft teuflische Mischung, echt zum Abgewöhnen.

Karl Lesonic war jedoch nicht nur hier im Hause bekannt wie ... Pardon, inzwischen musste man ja korrekterweise bekannt gewesen sagen. Also, der Mann war nicht nur ein Wiener Original gewesen, sondern darüber hinaus eine Galionsfigur der sich auch in diesem Lande immer mehr zuspitzenden Auseinandersetzung zwischen Rauchern und Nichtrauchern.

Lesonic, der sich immer wieder stolz dazu bekannt hatte, an keinem Tag der letzten 55 Jahre weniger als mindestens 40 filterlose Zigaretten gepofelt zu haben, der im Wachzustand seinen Raucherhusten nie länger als höchstens zehn Minuten unterbrochen und sich angeblich jede Nacht den Wecker gestellt hatte, um eingeplante Rauchpausen ja nicht zu versäumen, war die Inkarnation des ›Schlimmen Rauchers‹ schlechthin gewesen.

Dieser zweifelhafte Ruf und der damit verbundene ›Ruhm‹ hatten den streitbaren, relativ eloquenten Mann mit zunehmender Intensität der Auseinandersetzung um das Passivrauchen und die daraus resultierenden gesellschaftlichen Kon-

sequenzen innerhalb der letzten beiden Jahre in die vorderste Reihe heimischer Medienstars katapultiert.

Mit einem Wort: Der Lesonic Karl war nicht irgendwer gewesen, nein, also wirklich nicht. Nach Ansicht gar nicht so weniger Traditionalisten war er vielmehr einer der letzten Kämpfer für die Freiheit und Selbstbestimmung des Menschen gewesen, zumindest des rauchenden.

Aus der Sicht dieser militanten Gesundheitsapostel dagegen war er ein Umweltverpester ersten Ranges. Je nach Perspektive war er entweder einer der letzten Individualisten im Kampf gegen die Gleichmacherei oder einer der unverantwortlichsten Idioten unter der Sonne.

Jedenfalls war der Tote ein Mann gewesen, der die Leute polarisiert, niemanden kaltgelassen und jeden gezwungen hatte, Position zu beziehen.

Und dieser Mann war jetzt tot. Hing mit halb eingeschlagenem Schädel auf dem unbequemen Stuhl, den irgendjemand vor vielen Jahren einmal hier heraufgebracht und anschließend vergessen hatte. Wie so viele andere Dinge, die nach der Erfindung der Waschmaschine in diesem zum Abstellraum mutierten Kammerl Aufnahme gefunden hatten.

Palinskis pseudophilosophische Gedanken wurden durch das unerbittliche Rütteln seines Handys in der Hosentasche abgelenkt.

Es war Jan Kröger, der ihn wieder zu seinen eigenen Problemen zurückführte.

»Ein Freund von mir hat einen drei Jahre alten, aber mangels Benützung fast noch neuwertigen Tower übrig.« Der junge Mann ließ eine technische Spezifikation folgen, die Palinski nichts sagte, außer dass er sie nicht wirklich verstand, die jedoch sehr bedeutend klang. »Der wäre gut für Sie geeignet«, versicherte Jan, »und wir könnten das Ding in 15 Minuten hier haben.« Allerdings: »Hartmut möchte 80 Euro dafür«. Das klang mehr als fair für Palinski und er wollte gerade Zustimmung signalisieren, da kam es noch weitaus besser. »Ich habe ihn auf 50 heruntergehandelt. Geht das in Ordnung?«

Und wie das in Ordnung ging, das war Musik in Palinskis Ohren und ein tiefes Gefühl der Zufriedenheit überfiel ihn. Daran konnte selbst der traurige Anblick Lesonics nichts ändern.

*

Lange hatte Österreich aus Sicht der Raucher als Insel der Seligen gegolten. Die immer strikteren Einschränkungen, denen die vom blauen Dunst Abhängigen in den USA, dem viel gepriesenen

›Land of the Free‹, mit der Zeit ausgesetzt waren, wurden zunächst sogar von einer konziliannten Mehrheit der Nichtraucher in diesem Lande milde belächelt.

In Europa war die erste Phase, der Anspruch der Arbeitnehmer auf einen rauchfreien Arbeitsplatz, noch relativ wenig umstritten gewesen. Als Nächstes waren die öffentlichen Gebäude und Plätze per Gesetz zu rauchfreien Zonen erklärt und die Raucher somit immer mehr in die Defensive gedrängt worden.

Bereits diese Maßnahmen hatten zu einer teilweise immer absurderen Diskussion darüber geführt, ob es sich beim Qualmen nicht vielleicht doch um ein grundlegendes Menschenrecht handelte. Gleichrangig etwa mit der Meinungsfreiheit oder gar ein Ausfluss des Rechts auf Selbstbestimmung, wie erstaunlich viele Befürworter meinten.

Das war allerdings bei Weitem nichts gegen die Schärfe, die die Auseinandersetzung angenommen hatte, nachdem die Nichtraucher mit dem Sturm auf die Gastronomie, der letzten Bastion der Raucher im öffentlichen Raum, begonnen hatten. Das Spektrum der veröffentlichten Meinungen spannte sich vom Appell nach mehr Toleranz über Unkenrufe zur angeblichen Gefahr faschistoider Gleich-

schalterei bis hin zur Forderung eines totalen Verbotes des Qualmens.

Allein wie der Begriff der Toleranz von den Verfechtern der These ›Freie Bürger rauchen, wo sie wollen‹ verbogen wurde, war atemberaubend. Sinngemäß hieß es da: Mich stören die Nichtraucher ja auch nicht, daher kann ich ja wohl erwarten, dass ich die Nichtraucher ebenfalls nicht störe.

Ja, sogar einzelne sonst durchaus ernst zu nehmende, im öffentlichen Leben stehende Personen entblödeten sich nicht, das Laster, von dem sie nicht lassen konnten, in Artikeln und Broschüren mit Argumenten zu verteidigen, die ihre Intelligenz nachhaltig beleidigten.

Palinski hatte vor mehr als 20 Jahren selbst eine Zeit gehabt, in der er täglich mindestens 40 Zigaretten konsumiert hatte, an Tagen mit langen Nächten deutlich mehr. Sein Glück waren seine relativ empfindlichen Atemwege gewesen, die sich diese Behandlung einfach nicht gefallen lassen wollten. Nach wenigen Monaten hatte er bereits jeden Morgen mindestens zwei Stunden damit zu tun gehabt, seine Bronchien auf höchst ungestaltete Art und Weise wieder freizuhusten und dabei darauf zu achten, sich nicht gleichzeitig anzuspeien.

Diese auf Dauer sozial unverträglichen Morgenauftritte sowie ein äußerst abschreckender Artikel